

Einweihung des Hospizes der Stiftung Juliusspital am 12. Juli 2013 in Würzburg

Rede von Frau Barbara Stamm, MdL

Präsidentin des Bayerischen Landtags und
Schirmherrin

Sehr geehrter Herr Herberth (Leiter der Stiftung
Juliusspital),

sehr geehrte Frau Generaloberin der Rita-Schwestern,

sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte mit einem Zitat beginnen:

*„Der Mensch kann nur Mensch werden, wenn nach
seiner Geburt Menschen da sind, für ihn, mit ihm. Er
kann sich aus seinem Leben als Mensch nur
verabschieden, wenn er in seinem Sterben nicht allein
ist, sondern jemand da ist, für ihn, mit ihm.“*

(Heinrich Pera, Pfarrer)

Menschen im Alter oder in der Grenzsituation zwischen
Leben und Tod zu begleiten, mit ihnen zu reden, ihnen
zuzuhören – das ist eine große Herausforderung.

Was in der modernen Hospizbewegung die Engländerin
Cicely Saunders begonnen hat und mit rd. 20 Jahren
Verspätung auch in Deutschland Fuß gefasst hat, hat
nichts mit Sterbehilfe im herkömmlichen Sinn zu tun.

Hospiz steht für Lebenshilfe. Denn hier wird der Prozess des Sterbens wieder, was er in Wahrheit immer war: Teil des Lebens, der letzte Teil und manchmal auch der schwerste.

- Umgang unserer Gesellschaft mit Krankheit und Tod -

Das Sterbenmüssen ist die unumstößlichste Wahrheit und Gewissheit des Lebens. Und trotzdem stellt diese Tatsache eine der kompliziertesten Fragen im Kontext des menschlichen Lebens dar.

Früher waren die Rahmenbedingungen anders: Krankheit, Leiden, Sterben und Tod waren eingefügt in das soziale Netz der Familie, der Nachbarschaft, der Gemeinde. Sterbende wurden begleitet, Trauernde wurden getröstet. Durch bestimmte Sitten und Gebräuche fanden der Sterbende und seine Angehörigen Sinndeutung und Frieden.

Die heutige Einstellung zum Sterben und zum Sterbenden ist ambivalent: Einerseits rücken uns die visuellen Medien Tag für Tag durch Bilder von Kriegen und Katastrophen, von Hunger und Elend den Tod in den Blick. Aber dieser Tod ist weit weg; man spricht auch oft vom „Tod auf Distanz“. Andererseits hat der Umgang mit Krankheit und Leiden, mit Alter, Sterben und Tod in

unserem engeren und nächsten Umfeld an Selbstverständlichkeit verloren. Dass Leid und Tod zum Leben dazugehören, wird oft verdrängt. Die Gründe dafür sind vielfältig. Nicht zuletzt die beeindruckenden Fortschritte der Medizin haben einen Machbarkeitswahn ausgelöst, der bei vielen Menschen eine maßlose Erwartung an die scheinbar allmächtige medizinische Heilkraft geweckt und bei vielen Ärzten zu einem Gefühl der Frustration geführt hat. Nicht von ungefähr wünschen sich heute die meisten einen plötzlichen Tod, einen „schönen“ Tod, der von früheren Generationen verpönt war, weil er die Möglichkeit der Vorbereitung auf das Sterben nahm.

Zweifellos: Die moderne Heilkunst kann Leben verlängern, und je besser sie das kann, desto mehr Probleme entstehen. Natürlich sind wir glücklich und froh darüber, dass unser durchschnittliches Lebensalter dank des medizinischen Fortschritts ansteigt, dass wir noch recht lange fit und aktiv unser Leben genießen können. **Aber die fast perfekte Medizin verlängert nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben.** Der Journalist und Buchautor **Hermann Schreiber** hat dies einmal sehr bildhaft, wenn auch drastisch beschrieben: *„Jahrzehntelang hat die medizinische Wissenschaft ihre neuen Erkenntnisse in die Akutmedizin investiert. Und die*

funktioniert wie die Feuerwehr. Wenn es irgendwo brennt, rückt sie aus und erstickt die Flammen, oft mit gewaltigem Aufwand. Sind die Flammen gelöscht, zieht die Feuerwehr ab. Für unbewohnbar gewordene Häuser ist sie nicht zuständig. Das heißt, Heilung wird ausschließlich als Sieg über die Krankheit verstanden. Ist ein solcher Sieg nicht möglich, bleibt der Kranke mit der Niederlage allein. Er ist „austherapiert“. **Die Kunst des Heilens kann das Sterben aufhalten, aber nicht den Tod.**

Die Wandlungen der Familienstrukturen, die fortschreitende Individualisierung, die wachsende Zahl der Single-Haushalte und die starke berufliche Eingebundenheit lassen die Pflege von sterbenden Angehörigen kaum noch zu. Und die Prognosen für die Zukunft versprechen keine Besserung. Im Gegenteil: Durch die demographische Entwicklung wird es immer mehr ältere und alte Menschen geben, das ist eine gute Entwicklung. Aber die drastisch sinkende Geburtenrate führt zu einer kinderarmen Gesellschaft, zu einer Gesellschaft, deren soziale Netze damit immer löchriger werden. Viele Alte werden alleine, werden einsam sein – auch in der Sterbestunde. Schon heute kommt es immer wieder vor, dass alleinstehende alte Menschen

Wochen lang unentdeckt in ihren Wohnungen liegen, nachdem sie gestorben sind. Niemand vermisst sie. Angesichts dieser Perspektiven verwundert nicht der unerträglich hohe Anteil derjenigen, die sich für eine aktive Sterbehilfe aussprechen.

Hospizhelfer sind allerdings der festen Überzeugung, dass hinter dem Wunsch nach aktiver Sterbehilfe die Angst vor der Ungewissheit, vor der Abhängigkeit von Apparaten, vor der Einsamkeit in der letzten Lebensphase ist.

– Hilfe beim Sterben –

Wir brauchen nicht „Hilfe zum Sterben“, sondern „Hilfe beim Sterben“. Deshalb sind Sterbebegleitung und Sterbebeistand heute und in Zukunft unverzichtbarer denn je.

„Sie sind bis zum letzten Augenblick Ihres Lebens wichtig, und wir werden alles tun, damit Sie nicht nur in Frieden sterben, sondern auch leben können bis zuletzt“. Dieses Versprechen von der Mitbegründerin der Hospizbewegung steht für die Überzeugung von der unverlierbaren Würde eines Menschen, die er sich auch während einer Krankheit, im Sterben und nach dem Tod bewahrt. Den Weg des Sterbens hat jeder Mensch

letztlich allein zu gehen: Aber es entspricht unserem Verständnis von Menschenwürde, dass dieser Weg auch gangbar ist – gangbar durch Zuneigung und Zuwendung, durch menschliche Hilfeleistung und Verbundenheit, durch Verständnis und Nähe.

Und genau das leisten die Hospize. In das Konzept der Hospizbewegung sind alle eingebunden, die Sterbenden, die Angehörigen und Freunde, die Ärzte, Mitarbeiter auf Palliativstationen, das Pflegepersonal und alle, die zu diesem Menschen gehören oder im Laufe der Zeit mit ihm zu tun haben. In dieser besonderen Situation vereint die Betroffenen, die Ehrenamtlichen und die Hauptamtlichen, die einen sterbenskranken oder sterbenden Menschen begleiten, das Bewusstsein, dass sie trotz unterschiedlicher Befähigung oder Aus- und Weiterbildung keine Sterbeexperten sind und darauf angewiesen bleiben, aufeinander und auf den Sterbenden zu hören. Und – das finde ich einen besonderen wichtigen Aspekt – sie vereint auch Menschen aller Generationen, Kinder, Jugendliche und junge Menschen, Menschen mittleren Alters, Alte und Hochbetagte. Junge Menschen können zum Beispiel wunderbare Begleiter gerade für die Großelterngeneration sein, und umgekehrt stellt oft die Großelterngeneration

erfahrene und geduldige Begleiter für Kinder und Jugendliche dar.

Meine Damen und Herren,
nach Jahrzehnten von intensiver Überzeugungsarbeit ist es gelungen, das Thema „Sterben“ und damit auch die Notwendigkeit der Hospizeinrichtungen in die Mitte der Gesellschaft zu holen. Darauf können wir alle stolz sein.

Dennoch stehen wir jetzt vor einem anderen, großen Problem: **Denn in unserem Gesundheitssystem hat die Sterbebegleitung offensichtlich noch nicht den Platz bekommen, der ihr zustehen müsste.**

Wenn man das Wortprotokoll des Fachgesprächs zwischen den Mitgliedern des Ausschusses für Umwelt und Gesundheit und des Ausschusses für Soziales mit dem Expertenkreis „Palliativmedizin und Hospizkreis“ liest, dann kann einem angst und bange werden. Denn hier werden Defizite deutlich, die eine verantwortungsvolle Arbeit in der Sterbebegleitung in Frage stellen.

Ein Beispiel ist die Finanzierung im stationären Hospizwesen: Um beim Hospizwesen nicht Tür und Tor für geschäftstüchtige Privatunternehmer zu öffnen und

damit aus dem Ende des Lebens ein würdeloses Geschacher um Preis und Leistung zu machen, hat man sich darauf verständigt, dass die Kassen 90 % der Kosten tragen, die restlichen 10 % muss der Träger finanzieren.

Der Grundgedanke ist ja zunächst einmal richtig, nämlich die Geschäftemacherei zu verhindern. Allerdings wissen wir alle: „Der Tod ist nicht umsonst“ – Diese Redensart passt – ich muss sagen „leider“ – zur gegenwärtigen Situation. Hospizkosten sind weitaus mehr als die Pflegekraft; dazu gehören auch Kunst-, Musik- und Atemtherapien oder der Beistand für die Angehörigen, inklusive der Informationen, wie es nach dem Tod des Angehörigen weitergeht. Das Besondere der Sterbebegleitung ist ja gerade das Ganzheitliche – die Angehörigen wollen in diesen Stunden bei ihren Liebsten sein. Und noch eines: Auch die Ehrenamtlichen kosten etwas; ihre Zeit und ihren Einsatz stellen sie unentgeltlich zur Verfügung. Aber sie brauchen Aus- und Fortbildung und Supervision. Ohne das geht es nicht.

Die Folge davon ist: Aus den 10 % Beteiligung der Träger sind in Wirklichkeit bereits viel mehr geworden – die Eigenbelastung der Hospize liegt derzeit bei 20 % - 25 %.

Ich denke, in diesem Punkt muss dringend ein Umdenken einsetzen. Die Träger sind bereit, den Eigenanteil von 10 % zu tragen. Diese Bereitschaft darf nicht ausgenutzt werden mit der Konsequenz, dass die Kosten steigen und der Anteil der Träger schleichend steigt.

In diesen Zusammenhang passt es, dass wir uns noch einmal darüber klar machen, wie denn Hilfe beim Sterben konkret ausgestaltet sein? Was brauchen Sterbende? Das verdeutlicht nämlich die anspruchsvollen Leistungen einer Sterbebegleitung.

Dies sind natürlich zunächst ganz individuelle Bedürfnisse. Aber es lässt sich ein Stück weit verallgemeinern. *Dr. Johann Christoph Student*, der in einem Hospiz in Stuttgart tätig ist, hat die Wünsche sterbender Menschen einmal in ihren Grundmustern zusammengefasst. Ich zitiere aus seinen Aufzeichnungen: *„Menschen äußern angesichts ihres Lebensendes am häufigsten den Wunsch, zu Hause sterben zu dürfen und im Sterben nicht allein gelassen zu werden. ...*

Zur körperlichen Dimension wird vor allem der Wunsch geäußert, ohne Schmerzen, möglichst ohne körperliche

Entstellungen und geistige Beeinträchtigungen zu sterben....

Die betroffenen Menschen hoffen darauf, Fähigkeiten entwickeln zu können, den eigenen Tod schließlich annehmen zu können, „loslassen zu können“ – und auch losgelassen zu werden.

Viele wünschen sich, auf ein gelebtes Leben zurückblicken zu können.“

Dies können sicherlich nur Anhaltspunkte für die Hospizarbeit sein. Aber wenn es dem Begleiter gelingt, diese Wünsche des Sterbenden anzunehmen, ohne seine eigenen Normen als Maßstab zu nehmen, dann schafft er für den Sterbenden eine Erleichterung und gewinnt für sich eine bereichernde Erfahrung. In vielen Erfahrungsberichten sprechen die Betreuer nicht nur von Kummer, Schmerz und Leid, denen sie bei ihrer Tätigkeit begegnen, sondern immer wieder auch von Glück. Das ist nur auf den ersten Blick ein scheinbarer Gegensatz. Glück bedeutet in diesem Zusammenhang, einem Menschen beigestanden zu haben. Sie erleben täglich aufs Neue die Wahrheit des Wortes von Dietrich Bonhoeffer: „*Es gibt kaum ein beglückenderes Gefühl, als zu spüren, dass man für andere Menschen etwas sein kann.*“

Neben dieser geschilderten Erfahrung spüren Helferinnen und Helfer auch, dass der Umgang mit dem sterbenden Menschen sie selbst vielen unbeantworteten Fragen aussetzt, „*dass fest gefügte Dimensionen von Zeit und Raum sich auflösen drohen, dass Halt gebende religiöse Vorstellungen in Frage gestellt werden,*“ wie der Mediziner *Johann-Christoph Student* das formuliert hat. **Die Sterbebegleiter begegnen den eigenen „unerledigten Geschäften“, den eigenen Schwächen, den eigenen Fragen,** nicht selten geraten sie an ihre Grenzen. Aber gerade in dieser Hilflosigkeit entsteht oft die Nähe zum Sterbenden – die Nähe, die das gemeinsame Aushalten ermöglicht. Denn Hilfe beim Sterben heißt nicht unbedingt Verstehen, sondern Aushalten. **Die Fürsorge der Hospizhelfer endet nicht mit dem Tod des Menschen, den man gepflegt hat; sie gilt auch den Angehörigen.** Denn nicht nur das Sterben braucht Begleitung, auch das Trauern. Wer den normalen, zuweilen hektischen Krankenhausbetrieb kennt, weiß, dass dort kein Platz für Trauer ist. Aber Angehörige brauchen Hilfe, Trost und Nähe in ihrer Verzweiflung und Hilflosigkeit. Manchmal hilft auch hier „nur“ Zuhören und Da sein.

Anrede

Das, was hier und an vielen anderen Orten in Deutschland geleistet wird, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der Dienst beim Sterbenden verlangt eine enorme körperliche und psychische Belastbarkeit, Geduld, Einfühlungsvermögen und nicht zuletzt eine tiefe Liebe zu den Mitmenschen. Es ist eine Aufgabe, die kein Staat, keine Verwaltung, kein Unternehmen und keine noch so moderne Technik leisten kann.

Was wir als Politiker tun können, ist, für entsprechende Rahmenbedingungen zu sorgen, Rahmenbedingungen, die die Fortführung des Erreichten möglich macht.

Ich danke allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, allen Bürgerinnen und Bürgern, die sich bei der Stiftung Juliusspital für das Hospiz engagieren, die mit ihren helfenden Händen und mit ihrer Opferbereitschaft die Hospizbewegung tragen.

Ein irisches Sprichwort heißt. *„Wenn Gott den Menschen misst, legt er das Maßband nicht um den Kopf, sondern um das Herz.“* Ich wünsche dem Hospiz der Stiftung Juliusspital noch mehr solcher Menschen mit Herz. Ohne sie wäre die letzte Lebensphase eines Menschen dunkler, ohne sie wäre unsere Gesellschaft

um ein gutes Stück Menschlichkeit und Menschenwürde ärmer.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.